

JOHANNES STRAUB · BONN

»Erfahrung aber bringt Hoffnung ...«

*Erinnerung eines Kriegsgefangenen an die Tage
der bedingungslosen Kapitulation*

Do you like Plato? fragte mich an einem Septembertag des Jahres 1945 im amerikanischen Kriegsgefangenenlager von Mourmelon ein Sergeant, der mein Soldbuch inspizierte, um sich zu vergewissern, daß er in der Kartei den von seinem Kommandanten angeforderten Teacher ausfindig gemacht hatte: ich sollte einigen der dort und in der Nähe stationierten Offiziere, die sich auf die Versetzung der Occupation Army in Bayern vorbereiteten, Deutschunterricht erteilen; sie waren aber, wie sie mir gleich gestanden, vor allem an dem Gespräch über die Probleme des deutschen Schul- und Bildungswesens interessiert, da sie für das Engagement der Re-Education vorgesehen waren – und den vermutbaren Reaktionen auf die Aktivitäten ideologiebeflissener »Schulungsfunktionäre« vorzubeugen gedachten. Warum ich das – ausgerechnet in dem Bericht über mein Erlebnis der bedingungslosen Kapitulation (*unconditional surrender*) – erwähne? Die Begegnung fand doch erst im September 1945 statt. Sie ist mir aber heute noch als eine überraschend willkommene Fügung im Prozeß der Versöhnungsbereitschaft, von der in den publizistischen Elogen auf den »Tag der Befreiung« so emphatisch geredet wird, gegenwärtig.

Die Offiziere luden mich zum Dialog über die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums ein; sie erzählten von ihren Reisen auf Jeffersons Spuren durch Frankreich; sie ereiferten sich in Spekulationen über The United States of Europe und erkundigten sich neugierig nach meiner Meinung über Tocquevilles *Democracy in America*. Wir sind doch Europäer, sagten sie und bestätigten die Überzeugung, die ich mir, wie ich gerne gestehe, gerade als Gefangener seit Wochen zu eigen gemacht hatte.

JOHANNES STRAUB, 1912 in Ulm geboren, Studium der Klassischen Philologie und Geschichte in Tübingen und Berlin; Promotion und Habilitation in Berlin. Nach dem Krieg lehrte er zunächst als Außerordentlicher Professor, ab 1948 als Ordinarius an der Universität Erlangen, dann ab 1953 in Bonn. Er ist Mitglied der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften in Düsseldorf und der Accademia Nazionale dei Lincei in Rom.

In dieser Überzeugung pflegte ich die Freundschaft mit dem Sergeanten, der Plato las und mir in *pocketbooks* eine Bibliothek der antiken Klassiker dedizierte. Er kam aus New York; seine – jüdischen – Eltern waren rechtzeitig aus der schwäbischen Kleinstadt emigriert, in der ihre Familie seit Generationen heimisch geworden war und dem »achtbaren Bürgerstand« angehört hatte. »Der rechtlichen Ordnung«, in der sie aufgewachsen waren, sollte er sich, wie sie es ihm im Erziehungsalter empfohlen hatten, auf dem Weg durch die chaotisch verworrenen Zeitläufe unbeirrbar verpflichtet wissen. Edel, hilfreich und gut sind sie geblieben, beteuerte er mir in seiner verehrungsvollen Anhänglichkeit: »Hört sich das wirklich »altmodisch« an, wenn ich dieses Vorbild beschwöre?«

Hand in Hand spazierten wir durch das Lager, in dem sich die zum Arbeitsdienst verpflichteten Gefangenen in einer Art Dorfgemeinschaft eingerichtet hatten: ohne Erlaubnis, aber geduldet von den Wachtposten, hatten sie sich für ihre – unter den *puptents* behaglich installierten »Wohnungen« den Anschluß an die elektrische Leitung der Lagerbeleuchtung besorgt, um damit zugleich die mit melancholischen Liedern gefeierten Heimatabende zu erhellen.

Wir versuchten keineswegs mit solchen illusionären Kuriositäten die leidvolle und das Gewissen belastende Bedrängnis zu bannen, uns wohl aber eines Verdammungsurteils zu erwehren, das dem menschlichen Versagen die Bemühung um menschliche Bewährung erbarmungslos abstreitet.

Daran gemahnte mich das Kontrastbild, das ich meinen amerikanischen Philanthropen mit der Schilderung des Massenlagers in der »Goldenen Meile« von Remagen/Sinzig vor Augen führte. »Es war ein Schreckenslager; denn zeitweise hausten 185 000 deutsche Kriegsgefangene in mit bloßen Händen ausgehobenen Erdlöchern unter freiem Himmel, schutzlos Regen, Wind, Hunger und Krankheit ausgeliefert.« Die Kölner Kirchenzeitung (vom 12. Mai 1995) verbindet mit diesem Bericht die Nachricht vom Versöhnungsgottesdienst, den der französische, der britische und der amerikanische Militärbischof am 27. April 1995 in Remagen zelebriert haben. Der Erzbischof Dyba zitierte das Wort des Propheten Hosea: »Herr, du hast uns geschlagen, du wirst uns auch heilen. Du hast Wunden gerissen, du wirst uns auch verbinden.«

Nicht allen war es damals beschieden, sich einer solchen Zuversicht anzuvertrauen. Viele starben verlassen in den feuchten Erdlöchern, viele fühlten sich der Verzweiflung nahe, zu menschenunwürdigem Vegetieren verdammt. Und doch warteten wir auf den Schimmer der Hoffnung, auf irgendeine Regung fürsorglicher Teilnahme, die man sonst Kriegsgefangenen zu gewähren verpflichtet war.

Diejenigen, die dann doch noch Tage und Wochen in Viehwagen nach Frankreich, nach Attichy, transportiert worden waren, mußten sich freilich auch dort damit abfinden, daß sie sich nicht auf alle Vereinbarungen der Haager Konferenz verlassen durften. Mit der bedingungslosen Kapitulation sah selbst General Eisenhower diesen Anspruch als verwirkt an.

Wie konnte uns da der 8. Mai als Tag der Befreiung erscheinen? Wir waren, römisch gesprochen, *dediticii*, denen jedoch die Chance eingeräumt war, in den Provinzialverband der *Pax Romana* aufgenommen zu werden und schließlich sogar das Bürgerrecht eines *civis Romanus* zu erlangen. Vorläufig waren wir damals auch ohnehin nicht um unsere Meinung, geschweige denn um ein politisches Urteil befragt worden, vorläufig lag uns selber die Sorge um die Familie, um unsere Heimkehr, unsere Zukunft und auf jeden Fall um das allgemeine Schicksal unseres Landes vordringlich am Herzen.

Nur einmal erschien das »Gebot der Stunde« tatsächlich auch das Engagement des eben besiegt Feindes herauszufordern. Tagelang ging im Lager das Gerücht um, General Patton rüste zum Schlag »gegen den bolschewistischen Imperialismus« und biete den Freiwilligen aus den Reihen der deutschen Kriegsgefangenen die Chance zur Teilnahme an seinem – im amerikanischen Auftrag zu führenden – Kampf um die Bewahrung einer freiheitlichen Ordnung in Europa. Dazu waren, wie sich beobachten ließ, in der Mehrzahl nicht die überall anzutreffenden Landsknechtsnaturen bereit, sondern eher schon die kriegserfahrenen Berufssoldaten, zu denen sich mancher Reservist gesellte, der seine Heimat wiedergewinnen wollte, oder sich in eine freiheitliche Lebensordnung auch unter dem Schutz einer westlichen Siegermacht einzugewöhnen gesonnen war.

Darüber wurde in der Tat damals diskutiert, im besonnenen Gedankenaustausch, im aphoristischen Slogan, aber nie im exaltiert emphatischen Ton eines rechthaberischen Geltungsanspruchs.

Wir wußten aber auch in diesem Fall, daß wir nichts zu sagen hatten, da wir nie und nirgends zur freien Meinungsäußerung aufgefordert und eingeladen wurden.

Wir waren als Offiziere in unserem Hungerlager – bei 400 Kalorien Tagesration – ein jeder für seine Person allein auf die Kraft unseres Selbstbehauptungswillens angewiesen. Den Wunsch, daß uns einmal, vielleicht sogar bald, die Rückkehr in das uns so weit entrückte und mittlerweile entwöhnte Leben in einer geordneten Bürgergemeinschaft vergönnt würde, konnten wir niemals unterdrücken. Wie es dann um unsere Mitwirkung an der – schließlich unabdingbaren – Neugestaltung der *res publica* bestellt sein müßte, schien im Augenblick noch kaum der

Erörterung zu bedürfen. Jedoch: Die Gedanken sind frei und regen zur Reflexionen an, die sich in den mannigfaltigen Assoziationen zu den im allgemeinen Bildungsgut aufbewahrten Ideen zu äußern pflegen. Darum haben wir es dankbar begrüßt, daß wir zu Vortragsveranstaltungen zusammenkommen durften, die zwar – wahrscheinlich – zensiert wurden, aber grundsätzlich sowohl hinsichtlich der Themenwahl wie der freiwilligen Teilnahme unserem Ermessen überantwortet waren. Vielleicht hätte es naheliegen sollen über tagespolitische Fragen, Tendenzen zu sprechen; aber dazu fühlte sich, wie bereits angedeutet, keiner gedrängt. Heute würde sich wahrscheinlich rasch die erwartete Begründung anbieten: wer hätte es sich schon zugetraut, der Re-Education ins Gehege zu kommen? Wer aber hätte sich nicht darauf berufen dürfen, im Sinne der – nun als tunlich erachteten – »politischen Erziehung« die klärende Belehrung zu vermitteln? War dazu niemand befähigt, oder wäre es verlorene Liebesmüh gewesen? Ob ich nach fünfzig Jahren noch zu einer begründbar aktualisierenden Deutung in der Lage sei, fragt mich mit Recht der kritische Historiker: er mag sich mit der – zögernd bekundeten – Bezeugung des zeitgenössischen Zeugen abfinden: *expertus dico*. Ich kann nur von dem berichten, was mir persönlich durch den Kopf ging, am Herzen lag. Doch gestehe ich dankbar, daß ich mich der mit meinen Motivationen übereinstimmenden Auffassungen in meinen Vorträgen zu vergewissern suchte.

Wir hatten kein Buch und keine Zeitschrift und bekamen nicht einmal eine Zeitung in die Hand. Wir waren allein auf das Bildungsgut angewiesen, das wir über die langen Kriegsjahre hinweg uns zu bewahren vermochten, und holten aus dem Schatz der Erinnerung die Lehrstücke und Zitate, die uns bei der Besinnung auf die heiklen Beziehungen zwischen der historischen Wirklichkeit und ihrer aktualisierenden Deutung die hilfreiche Orientierung anzubieten schienen. In der Hauptsache ging es uns zuvörderst um die Bestätigung und Bekräftigung unserer nicht erst jetzt in Frage gestellten Vorstellungen von der Verantwortung gegenüber der kulturellen Tradition, von der wir uns im Konsens mit den Gebildeten der anderen europäischen Nationen geprägt wußten.

Im weitgespannten Horizont reichten die von Fachkennern behandelten Themen vom Reich der Pharaonen über die Welt Homers bis zum Mythos vom Doktor Faustus und zum Deutschen Musikdrama. Ein Schauspieler rezitierte Goethe, ein Philologe Vergil, im Wetteifer der Humanisten wurden Chorlieder des Sophokles memoriert. Warum sollte ich den anderen Kameraden, die im Hungerlager mit einem Katalog exquisiter Kochrezepte die Phantasie der Asketen beflügelten, die in *standing ovations* bekundete Anerkennung versagen, als sie den Text zu einer Revue »Madame Pompadour« verfaßten? Diese Revue wurde später so-

gar, in Mourmelon, von einem bravourösen Männerballett und mit emphatischem Beifall für den soldatischen Monsieur Pompadour gefeiert.

Zum Zeitvertreib erprobte jeder seine Befähigung zur Kunst des Überlebens, seine Kraft zur persönlichen Selbstbehauptung.

Ein jeder hat seine Gabe von Gott, sagt der Apostel Paulus: an diese Begründung erinnerte ein Benediktinerpater aus Beuron, der zur Feier der Eucharistie eingeladen hatte. Als Seelsorger war er auf den Rat des heiligen Augustinus zur *praeparatio cordis* bedacht: *bene vivamus et bona sunt tempora. Nos sumus tempora. Quales sumus, talia sunt tempora.* (Gut wollen wir leben, dann sind auch die Zeiten gut, denn wir sind die Zeiten. Wie wir sind, so sind die Zeiten.) Mit dieser Losung sprach er alle an, nicht nur die gläubigen Christen, die gemeinsam mit ihren Kameraden durch die Anklage einer schuldhaften Verstrickung mit den Greueln eines verbrecherischen Systems belastet wurden und in die Haft eines Vergeltungsanspruchs geraten waren, dessen sie sich im Augenblick nicht erwehren konnten. Der geistliche Beistand galt den »guten Vorsätzen«, zu denen nur die persönliche Gewissenserforschung im Blick auf die ungewisse Zukunft Zuflucht nehmen konnte. Ihnen mag der Pater angesichts der »Verfinsterung des Sinns für Gott und die Menschen in einem vom Säkularismus beherrschten Umfeld« – wie es Johannes Paul II. in seiner letzten Enzyklika beklagte – einen Impuls zur *conversio* zgedacht haben, um damit auch der »Verarmung der zwischenmenschlichen Beziehungen« abzuhelfen; er vermied jedoch bewußt den Eindruck missionarischen Gebahrens und bot im göttlichen Segen das Zeichen der Versöhnung. Nach dem Gottesdienst verteilte er an die seiner Mildtätigkeit besonders Bedürftigen die Brotstücke, die er, im Talar versteckt, aus dem sogenannten Baby-Cage mitgebracht hatte.

Die »Standfesten«, sie waren in der Überzahl, versammelten sich auf freiem Feld zum Besuch der Vorträge, die sie »in disziplinbewußter Haltung« neben den auf einer – im trash erbeuteten – Tomatenbüchse Sitzenden anhörten. Ihnen durfte ich von meinen Wanderzügen durch die Alte Geschichte und von den Erfahrungen berichten, die uns im Erbe der Antike bewahrt geblieben sind.

Wir warteten ja, wie gesagt, auf die Chance, im freien Austausch der Gedanken der Probleme Herr zu werden, mit denen wir durch die in der Kapitulation für uns maßgeblichen Erwartungen konfrontiert wurden; aber wie sollten wir uns auf dem Weg in die Demokratie nach der – von den wenigen Uneinsichtigen und Unbelehrbaren abgesehen – zweifellos allgemein bekundeten Absage an die Diktatur in den kategorisch proklamierten, in verwirrender Rivalität formulierten Tendenzen zurechtfinden, um uns selber darüber Klarheit zu verschaffen, wie es um das Maß unserer Mitwirkung am Demokratisierungsprozeß bestellt war. Wir er-

achteten daher die unverbindlich freie Meinungsäußerung als ein Privileg unserer Gefangenschaft und nutzten die Gelegenheit zum kritischen Dialog, der uns lange genug vorenthalten worden war und wohl auch, wie wir zu befürchten hinreichenden Anlaß hatten, noch für absehbare Zeit vorenthalten blieb.

Das bezeugte, zum Beispiel, die bald in die dogmatisierende Publizistik aufgenommene Berufung auf den exemplarischen Charakter der attischen Demokratie: wer unbefangen zu bedenken gab, der Prozeß der Demokratisierung Athens sollte als »ein Prozeß der Aristokratisierung des Demos« (W. Jaeger) verstanden werden, brauchte sich in diesem Kreis nicht dem Verdacht einer unzeitgemäßen Restaurationstendenz auszusetzen.

Wie nutzten, wie gesagt – und ich muß es wiederholen –, das Privileg der »Verfertigung von Gedanken« im Zeitvertreib des Hungerlagers; früh genug konnte ich nach meiner Entlassung bei der Vorbereitung meiner Vorlesungen ermessen, wieviel ich an Anregungen und Erkenntnissen, römisch gesprochen, diesem *otium – sine dignitate* – verdanke.

In den fünfzig Jahren, die seitdem vergangen sind, bleiben mir in meinen Forschungen die Themen, denen unsere Interessen damals zugewandt waren, wie auch die Fährnisse ihrer jeweils aktualisierenden Deutung gegenwärtig; ich nenne nur die Verbindung meiner Reflexionen über griechische Hegemonie und römisches Imperium mit dem Versuch einer Würdigung des Friedensauftrages der Vereinten Nationen und des amerikanischen Anspruchs auf *leadership* – oder die Besinnung auf die geschichtliche Stunde des heiligen Augustinus im Blick auf seinen Beitrag zur Bewältigung der »wahren Kriege« Roms im Prozeß des Untergangs der Alten Welt.

In meinen Gedanken an den 8. Mai 1945 verbindet sich das Bemühen um die verantwortungsbewußte geistige und religiöse Pflege der »rechten Ordnung« mit der zuversichtlich erprobten Erfahrung der Berufung des Menschen zur »Kultur des Lebens«.